



ANGELIKA SCHWARZHUBER

Hochzeits
strudel

und



Zwetschgen
glück

Roman

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
München Super liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

2. Auflage
Originalausgabe Mai 2013
Copyright © 2013
by Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Sabine Cramer
Ave · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38074-9

www.blanvalet.de

Für Felix und Elias
Ihr seid das größte Wunder in meinem Leben



kapitel 1

Zu einer Zeit, in der die Postleitzahlen in Deutschland noch vierstellig waren und noch niemand ahnte, dass Mobiltelefone Jahre später einmal Handys heißen würden...

Es war erstaunlich warm für Ende Oktober. Der Himmel leuchtete in einem so intensiven dunklen Blau, wie es nur am Ende eines Sommers möglich war, wenn die Sonne besonders tief stand.

Wolfgang Sagmeister kam ordentlich ins Schwitzen, als er langsam einen felsigen Weg am Watzmann nach oben stieg. Er hatte in den letzten Monaten zu viel am Schreibtisch gesessen, um sich auf sein Abitur vorzubereiten. Das rächte sich jetzt. Wolfgang war alleine unterwegs. Nicht weil er ein ungeselliger Mensch war, sondern weil er Zeit brauchte, um nachzudenken. Und wo konnte man das besser tun, als in den Bergen? Gut, vielleicht noch an den Ufern des Meeres. Leider war er selbst noch nie in einem fernen Land gewesen, sondern hatte immer nur davon geträumt. Doch das sollte sich bald ändern.

Wolfgang zog sich langsam an einem Felsen hoch. Die Muskeln in seinen Armen zuckten vor Anstrengung. Doch als er oben angekommen war und sich schwer atmend ins Gras setzte, hatte sich die Mühe mehr als gelohnt. Bei dem Anblick des atemberaubenden Panoramamas fühlte er sich völlig frei und losgelöst von allen Vorschriften

und Zwängen. Er würde nicht mehr weiter nach oben steigen, sondern hier eine Rast einlegen und dann umkehren. Sonst würde er den Rückweg vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr schaffen.

Er strich die schulterlangen hellbraunen Haare aus dem Gesicht und holte aus seinem Rucksack eine Flasche Wasser und eine Brotzeitdose. Nachdem er sich gestärkt hatte, drehte er sich eine Zigarette, steckte sie an und inhalierte den Rauch tief. Er legte sich zurück, schob den Rucksack unter seinen Kopf und schloss die Augen.

Er dachte an seine Freundin. Sie wusste nicht, dass er hier oben war. Niemand wusste das. Noch nicht mal seine Eltern, die es seit seiner Volljährigkeit ohnehin gewohnt waren, dass ihr Sohn tat, was er wollte. Das war die Freiheit, die für ihn so wichtig war. Die Freiheit, seine eigenen Entscheidungen zu treffen.

Der Aufstieg hatte ihn mehr angestrengt, als er gedacht hatte. Und vielleicht auch die wenigen Stunden Schlaf in den letzten Tagen. Sorgfältig drückte er den Zigarettenstummel aus und beschloss, ein kurzes Nickerchen zu machen.

Flatternde Haare in seinem Gesicht weckten ihn plötzlich auf. Wolfgang schrak hoch. Der Himmel hatte sich zugezogen, und ein frischer Wind war aufgekommen. Fröstelnd holte er seine Jacke aus dem Rucksack und zog sie an. Er hatte wohl viel länger geschlafen, als er vorgehabt hatte. Besorgt blickte er in den immer dunkler werdenden Himmel. Donnerrollen polterte bedrohlich und hallte an den Felsen wider. Der Wind wurde stärker, und die ersten dicken Regentropfen fielen. Wie hatte sich das Wetter nur so schlagartig ändern können? Er musste zusehen, dass er schnellstens ins Tal kam. Ein plötzlicher Wetterumschwung in den Bergen, gerade zu dieser Jahreszeit, konnte lebensbedrohlich sein. Vor allem wenn man so unvorbereitet wie er ohne die nötige Ausrüstung unterwegs war.

Eine Viertelstunde später tobte ein schweres Gewitter. Grelle Blitze

zuckten am Himmel, und der Lärm des Donners war ohrenbetäubend. Aus dem Regen war inzwischen eisiger Hagel geworden, der ihm schmerzhaft ins Gesicht peitschte. Wolfgang rutschte auf dem Hagelteppich aus, fiel hin und verletzte sich am Ellenbogen und an den Knien. Mühsam rappelte er sich hoch und humpelte weiter. Der Hagel hatte den Weg fast unbegehrbar gemacht. Wolfgang verfluchte das Wetter und sich selbst. Dass er nicht früher zurückgegangen war! Plötzlich entdeckte er einen kleinen Hohlraum unter einem Felsvorsprung, den er als Unterschlupf benutzen konnte. Es war fast eine Höhle. Hier war er einigermaßen vor dem Unwetter geschützt. Der Arm und die Knie taten höllisch weh. Doch wenigstens blutete er nicht. Er versuchte, sich mit klammen Fingern eine Zigarette zu drehen.

»Verdammt! Verdammt!«, rief er, als es ihm nicht gelang. Seine Finger zitterten zu sehr.

Er hoffte, dass das Wetter sich bald beruhigen würde. Nach einer Weile ließ das Gewitter tatsächlich nach, doch der Hagel war in Schnee übergegangen. Jetzt bekam er es wirklich mit der Angst zu tun.

Er dachte wieder an seine Freundin. Vielleicht hätte er nach dem Streit vor zwei Tagen nicht einfach verschwinden sollen. Warum hatte er niemandem erzählt, wo er hinfuhr? Noch nicht mal seinem besten Freund? Weil er es bei seiner Abfahrt selbst noch nicht genau gewusst hatte? Er hatte sich mit seinem Rucksack an den Straßenrand gestellt und war per Anhalter gefahren. Eigentlich wollte er in Richtung Süden. Ans Meer. Doch zunächst war er hier gelandet.

Was für eine Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet seine Liebe zur Freiheit ihn jetzt zu einem Gefangenen dieses Berges gemacht hatte. Niemand würde ihn hier suchen. Niemand würde ihm helfen.

Es schneite immer stärker, und Wolfgang fror erbärmlich. Er holte

aus dem Rucksack die wenigen Kleidungsstücke, die er eingepackt hatte und zog sie an.

Er vermisste seine Freundin, so sehr, wie er noch nie im Leben einen Menschen vermisst hatte. Er wollte ihr so viel sagen!

Wolfgang hatte immer einen Schreibblock dabei, um seine vielen Ideen zu notieren, wenn er unterwegs war. Er wollte einmal Schriftsteller werden. Das war sein großer Lebens Traum.

Um seine Hände aufzuwärmen, rieb er die Handflächen heftig gegeneinander und ignorierte dabei den Schmerz im Arm so gut es ging. Dann begann er mit zitternder Hand zu schreiben.

Es war kein allzu langer Brief, den er schrieb. Doch es dauerte eine Weile, bis er fertig war. Dann riss er die Seiten aus dem Schreibblock, faltete sie, steckte sie in die leere Brotzeitdose und verstaute diese in seinem Rucksack.

Endlich ließ der Schneefall ein wenig nach. Nicht mehr lange und die Nacht würde hereinbrechen. Wolfgang wusste, wenn er hier blieb, wäre das sein sicherer Tod. Die einzige Chance zu überleben war ein Abstieg ins Tal. Und Wolfgang wollte überleben...



kapitel 2

Es war unglaublich. Egal wie zeitig ich losfuhr, ich schaffte es auf eine wundersame Weise immer, zu spät zu kommen. Genau jetzt in dieser Minute sollte ich mich mit Frank Cornelius im Café Himbeere am Rande der Münchner Fußgängerzone treffen. Ich radelte noch schneller und bog in halsbrecherischer Geschwindigkeit in eine Seitenstraße ein. Nicht zum ersten Mal bedauerte ich es, dass mein schnuckeliger Opel Corsa kürzlich Opfer eines dringend notwendigen Sparprogrammes geworden war. Doch daran wollte ich jetzt nicht denken. Ich musste mich auf den Job konzentrieren, denn ich brauchte das Geld dringend.

Fünf Minuten später sperrte ich mein Fahrrad ab, öffnete hastig meinen Pferdeschwanz und schüttelte meine blonde lange Mähne, bis sie locker über meine Schultern fiel. Ich zog die Jacke meines dunkelblauen Hosenanzugs zurecht. Noch schnell die riesige Sonnenbrille aufgesetzt, einmal tief Luft geholt und dann betrat ich langsam und ruhig, als ob ich gerade aus einem Taxi gestiegen wäre, das kleine Café. Es war nicht viel los, denn die meisten Leute genossen an diesem wunderschönen Apriltag die ersten warmen Sonnenstrahlen des Frühlings.

Frank Cornelius saß in der Ecke an einem kleinen Tisch und trug genau wie ich eine dunkle Sonnenbrille. Zumindest vermu-

tete ich, dass er es war. Wir wollten beide nicht erkannt werden. Ich war ihm vorher noch nie begegnet. Da jedoch kein anderer Mann um die fünfzig im Café war, steuerte ich direkt auf den attraktiven Mann mit dem vollen graumelierten Haar zu.

»Herr Cornelius?«

Er stand auf und reichte mir die Hand. Sie war warm und fest.

»Es tut mir leid, dass ich mich verspätet habe«, entschuldigte ich mich. Es tat mir wirklich leid, meine Unpünktlichkeit fand ich selbst ganz schrecklich.

»Kein Problem. Setzen Sie sich doch bitte«, begrüßte er mich mit einem charmanten Lächeln und zeigte dabei eine Reihe strahlend weißer Zähne, die so perfekt waren, dass sie nie und nimmer natürlichen Ursprungs sein konnten.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Bea.«

Dass er mich so nannte, zeigte mir, dass er tatsächlich der Mann war, mit dem ich hier verabredet war. Bea war natürlich nicht mein richtiger Name, sondern von meinem Firmennamen abgeleitet: *BeauCadeau* hieß meine Firma, was so viel bedeutete wie »Schönes Geschenk«.

Meinen richtigen Namen – Hanna Gruber – kannte er genauso wenig wie meine übrigen Kunden, die übrigens ausschließlich männlich waren.

Zum Glück redete ich in meinem privaten Umfeld so gut wie nie über meinen Job. Ein französischer Firmenname und ausschließlich männliche Kunden, die meinen richtigen Namen nicht kannten? Das hätte auf die meisten Leute, die ich kannte, ziemlich ... naja ... merkwürdig gewirkt. Aber ich war weder eine Prostituierte, noch führte ich einen Escort-Service. Ich war eine bodenständige Geschäftsfrau. Zumindest meistens.

Nur ein einziger Mann wusste, wer sich hinter *BeauCadeau*

verborg. Mein Freund Mike. Mike, also Michael, war kein Beziehungsfreund, sondern mein Wie-eine-beste-Freundin-Freund. Er betrieb zusammen mit seiner Frau Miriam eine gut gehende Bar in Schwabing. Mike war es auch, der mich auf die Idee gebracht hatte, BeauCadeau ins Leben zu rufen. Vor drei Jahren hatte ich ihm mit dem Tipp für ein besonderes Geschenk für Miriam einen großen Gefallen getan. Seitdem vermittelte er mich diskret an Geschäftsfreunde oder Gäste in seinem Lokal. Und zwar ohne einen Cent Provision zu verlangen.

Ich hatte mich darauf spezialisiert, für Ehefrauen, Geliebte, Mütter, anspruchsvolle Töchter oder manchmal auch für fleißige Sekretärinnen besondere Geschenke zu allen möglichen Anlässen zu finden. Meine Provision betrug zehn Prozent des Kaufpreises, egal wie hoch das Budget war. Und das war manchmal sehr ordentlich. So ordentlich, dass ich von der Provision leben und mir sogar halbtags eine Mitarbeiterin leisten konnte: Daniela.

Meine Geschäftsidee hatte sich mittlerweile als erstaunlich lukrativ erwiesen. Die meisten erfolgreichen Männer hatten wenig Zeit, sich wegen einer Überraschung den Kopf zu zerbrechen. Und auch andere Männer taten sich bekanntermaßen nicht immer leicht, passende Geschenke für ihre Frauen zu finden. Ich meine wirklich passende Geschenke, über die sich eine Frau auch wirklich freute.

Seltsamerweise hatten vor allem reiche Männer dieses Problem. Es war kaum zu glauben, aber es war offensichtlich einfacher, jemandem mit geringen Mitteln eine Freude zu bereiten, als eine reiche Frau mit einem teuren Geschenk zu überraschen.

Und hier kam ich auf den Plan. Ich bekam ein Budget und einige Informationen über die Frau und begann dann herauszufinden, was sie sich wünschte. Manchmal war es einfach, und die

neueste Louis-Vuitton-Tasche zauberte der Beschenkten ein Strahlen ins Gesicht und Tränen des Glücks in die Augen. Wenn die Frau glücklich war, bekam es der Mann meist noch in derselben Nacht zu spüren. Was wiederum den Mann sehr glücklich machte. Und sich positiv auf einen Bonus für mich auswirken konnte.

Meist jedoch war es schwieriger, und ich musste fast schon detektivische Arbeit leisten, um herauszufinden, worüber die Frauen sich wirklich freuten.

Das verrückteste Geschenk, das ich jemals vermittelt hatte, war ein vergoldeter Nachttopf, auf den Ludwig der XIV. schon seinen königlichen Hintern gesetzt hatte. Antiquität hin oder her, warum man sich so etwas wünschte, blieb mir schleierhaft. Ich konnte es genauso wenig verstehen wie Schönheitsoperationen, die leider immer öfter auf dem Wunschzettel der Frauen standen.

Das Wichtigste in meinem Geschäft war absolute Diskretion. Die Frauen durften natürlich niemals erfahren, dass ihr Mann, Liebhaber, Vater, Sohn oder Chef sich nicht persönlich um ein Geschenk bemüht hatte. Da verstanden Frauen keinen Spaß.

BeauCadeau konnte man nicht im Internet finden, es gab keine Prospekte und auf den Visitenkarten standen nur *BeauCadeau* und zwei Handynummern. Mein Geschäft lebte ausschließlich durch Mundpropaganda. Deswegen war es umso wichtiger, dass die Männer mit mir zufrieden waren.

Ich hatte sogar einige Abo-Kunden, die sich total darauf verließen, dass ich sämtliche Geschenke, die im Laufe eines Jahres anfielen, organisierte. Jetzt, kurz vor Ostern, hatten Daniela und ich natürlich einiges zu tun.

»Eine Tasse Kaffee, bitte«, bestellte ich bei der rothaarigen Bedienung, bevor Frank Cornelius und ich uns dem Geschäftlichen zuwandten.

»Meine Frau wird am 10. Juli vierzig. Sie ist sehr anspruchsvoll, Bea. Es wird nicht leicht sein, für sie ein Geschenk zu finden.«

»Ach, machen Sie sich da mal keine Gedanken«, beruhigte ich ihn, ganz die selbstbewusste Geschäftsfrau, die ich eigentlich gar nicht war. »Bis dahin ist es ja noch eine ganze Weile hin.« Und außerdem hatte ich noch immer das Passende gefunden.

Die Bedienung brachte den Kaffee, und wir unterbrachen kurz unser Gespräch. Dann rückte er über dem Tisch mit dem Kopf ganz nah an mich heran, so dass unsere Sonnenbrillen fast aneinanderstießen.

»Wir haben erst vor zwei Jahren geheiratet. Ich liebe diese Frau wie keine Frau je zuvor. Und ich will, dass dieses Geschenk ihr genau das zeigt.«

Was für ein wundervoller Mann, dachte ich, fast ein wenig neidisch. Manche Frauen hatten aber auch wirklich unendliches Glück bei der Auswahl ihrer Männer. Leider gehörte ich absolut nicht in diese Kategorie. Die wenigen Männer, die es bisher in meinem Leben gegeben hatte, hatten mir ihre Liebe dadurch gezeigt, dass sie mir erlaubt hatten, ihnen jeden Wunsch von den Augen abzulesen und natürlich auch zu erfüllen.

Das Paradebeispiel dafür war Simon gewesen. Gott, wie hatte ich diesen Mann geliebt! Ich hatte ihn auf einer Party bei Freunden kennengelernt, gerade als ich mich nach langem Hin- und Herüberlegen entschlossen hatte, ein Journalistik-Studium zu beginnen. Simon studierte bereits. Medizin. Er wollte einmal plastischer Chirurg werden, um damit Menschen zu helfen, die durch Unfälle oder Krankheiten entstellt worden waren.

Damit wir uns eine gemeinsame Wohnung leisten konnten, verschob ich mein eigenes Studium und jobbte bei einer großen Catering-Kette. Meine Mutter war ziemlich sauer, dass ich wegen

Simon, den sie nicht leiden konnte – sie nannte ihn einen abgebrühten Schmarotzer – meine eigenen Bedürfnisse zurücksteckte. Doch ich tat das gerne. Wenn er erst einmal mit seinem Studium fertig war und sich spezialisiert hatte, würden wir heiraten und glücklich sein. Meine Güte, wie naiv ich doch damals gewesen war!

Mein Verdienst reichte aus, um gerade so über die Runden zu kommen, aber Extras konnten wir uns davon nicht leisten.

»Wie wundervoll wäre es, wenn wir gemeinsam Urlaub machen könnten...«, oder »Wenn ich diese neuesten medizinischen Bücher hätte...«, oder »Schade, dass wir kein eigenes Auto haben...«, seufzte Simon, und ich brauchte nach und nach das ganze Geld, das ich von meinem Vater geerbt und anteilig aus seiner Lebensversicherung bekommen hatte, auf, um seine vielen Wünsche zu erfüllen. Im Wunscheerfüllen war ich schon immer eine Granate gewesen. Vielleicht war ich deshalb auch so erfolgreich mit meinem Unternehmen.

Simon war damals einer der wenigen Studenten ohne reiche Eltern, die das Leben in vollen Zügen genießen konnten: Reisen in die Karibik oder Kurztrips nach New York gehörten ebenso zu seinem Leben wie ein eigener Wagen, für den wir auch noch eine Garage angemietet hatten. Schließlich wäre das Eiskratzen im Winter für seine empfindlichen Chirurgenhände eine Zumutung gewesen. Das alles bekam er, ohne dafür zu arbeiten.

Simon war auch sehr gesellig, und wir schmissen regelmäßig Partys, bei denen seine Kommilitonen sich die Bäuche vollschlugen. Mein Geld wurde immer weniger. Doch ich sah das alles als eine Investition in meine, in unsere Zukunft.

Es passierte, was passieren musste: Nachdem er endlich mit dem Studium fertig war und in einer Schönheitsklinik ordentlich

Geld verdiente, gestand er mir, dass er mich nicht mehr liebte. Ich fragte ihn, ob eine andere Frau im Spiel war.

»Aber nein! Ich liebe dich nur nicht mehr, Hanna«, sagte er so kalt wie ein Fisch auf Eis im Kühlhaus.

Dieser verdammte Lügner! Bald darauf erfuhr ich, dass er schon seit einigen Wochen mit einer anderen Frau zusammen war. Mit der Tochter des Chefarztes. Ein halbes Jahr später waren die beiden verheiratet.

Sieben lange Jahre und mein gesamtes Geld hatte ich an diesen Mistkerl verschwendet! Hinterher hatte ich mir auch noch wochenlang die Augen ausgeheult. Und ich konnte noch nicht einmal jemand anderem die Schuld dafür geben. Denn ich hatte das ganz alleine zu verantworten. Allerdings hatte ich daraus gelernt. Ich würde mich nie wieder so ausnutzen lassen! Stattdessen hatte ich meine vermeintliche Schwäche erfolgreich zum Beruf gemacht.

»Sie haben ein Budget von einer Million«, riss mein Auftraggeber mich aus den Gedanken.

Wie bitte? Eine Million? Das hatte ich jetzt sicher falsch verstanden. Oder? Ich schluckte.

»Könnten Sie das bitte wiederholen?«, bat ich ihn leise.



»Eine Million Euro?«, fragte Daniela, meine Mitarbeiterin, ungläubig, als ich wieder zurück im Büro war. Unbewusst zwirbelte sie mit dem Finger in ihren kurzen schwarzen Haaren. Eine Art Tick, der sich immer zeigte, wenn sie aufgeregt war. Ich warf die Sonnenbrille auf meinen Schreibtisch und drehte glücklich eine Pirouette.

»Ja! Damit packen wir's!«, jubelte ich glücklich. Endlich war Licht am Ende des Tunnels. Das Geschäft lief zwar gut, aber es hatte im letzten Jahr einen größeren Ausfall gegeben. Die Firma eines Kunden war pleite gegangen, und das stattliche Honorar, das er mir nach wochenlanger Recherche für seine komplizierte Frau schuldete, war futsch. Dabei hatte ich das Geld schon vorab verplant und in mein neues Büro investiert. Als wäre das noch nicht genug, flatterte mir vom Finanzamt auch noch ein dicker Nachzahlungsbescheid ins Haus. Ganz zu schweigen von den Steuerberaterrechnungen für die Leistungen der letzten beiden Jahre, die ausgerechnet jetzt fällig wurden.

Ich kam mir vor wie in einem Hamsterrad. Je mehr ich verdiente, desto mehr musste ich abgeben. Dabei leistete ich mir selbst kaum mehr als zu Beginn meiner Selbständigkeit. Ich hatte fast alles wieder in das Geschäft gesteckt. Doch mit dem Geld

von Cornelius würde ich nicht nur auf einen Schlag alle Schulden begleichen und Daniela als Mitarbeiterin behalten, sondern auch noch ein Polster für Notzeiten anlegen können. Und das Beste daran war, dass ich noch in den nächsten Tagen eine Vorauszahlung bekommen sollte. Das Geld würde zwar gerade einmal dafür reichen, meinen Steuerberater bei Laune zu halten und dem Finanzamt mit einer kleinen Anzahlung meinen guten Willen zu zeigen, doch damit war schon mal viel gewonnen.

»Ich bin so froh, Hanna«, sagte Daniela glücklich, und ihre dunkelblauen Augen blitzten verräterisch. Hoffentlich fing sie jetzt nicht an zu heulen! Daniela wusste natürlich, wie es um die Firma stand, und lebte seit Wochen in der ständigen Angst, dass ich ihr kündigen müsste.

»Und ich erst! Total froh! Darauf müssen wir anstoßen!«, rief ich fröhlich und öffnete den Kühlschrank in der kleinen Küche. Doch der Inhalt gab nicht allzu viel her, was sich zum Feiern eignen würde. Nur noch ein letzter Rest des Eierlikörs war da, den wir ab und zu über Kuchen oder Eis gossen, wenn uns am Nachmittag die Lust auf etwas Süßes überkam. Was leider allzu oft der Fall war und nicht gerade günstig für meine Figur.

Während Daniela essen konnte wie ein Scheunendrescher, ohne ihre Kleidergröße 36 in irgendeiner Weise zu gefährden, kämpfte ich ständig darum, meinen BMI unter 25 zu halten und nicht in den Status »Pummelchen« zu fallen. Ich war zwar nicht dick, aber auch nicht gerade gertenschlank. Und mit meinen knappen 1,63 war natürlich jedes Pfund, das ich zunahm, deutlicher zu erkennen, als bei einer Frau, die einen Kopf größer war als ich.

Aber heute wollte ich mir über meine Figur keine Gedanken machen, sondern war einfach nur glücklich und dankbar über den lukrativen Auftrag.

Ich verteilte den Rest auf zwei Gläser, und wir stießen mit dem Eierlikör auf Frank Cornelius an.

»Prost!«

»Prost! Auf den Cornelius und seine Frau!«

»Hast du schon genaue Informationen über sie?«, fragte Daniela neugierig. Es war immer der spannendste Teil unserer Arbeit, Details über die Frauen zu erfahren.

Ich schüttelte den Kopf.

»Er schickt die Daten heute noch per E-Mail. Ach Daniela, ich bin so erleichtert, dass wir diese schwierige Zeit überstanden haben.« Ich stellte das Glas zur Seite und umarmte meine fast gleichaltrige Mitarbeiterin, die mir inzwischen zu einer sehr guten Freundin geworden war.

»Und ich erst«, seufzte Daniela, die zusätzlich zur Arbeit bei mir ab und zu als Bedienung bei Mike jobbte, um sich und ihren vierjährigen Sohn Benny durchzubringen. Der Vater des Jungen zahlte zwar pünktlich Unterhalt, aber der machte das Kraut auch nicht wirklich fett, weil er recht wenig verdiente und deshalb auch wenig zahlte. Wenigstens kümmerte er sich regelmäßig um den Kleinen.

Ich holte aus meiner Handtasche meinen letzten Fünzfizeuroschein und drückte ihn Daniela in die Hand.

»Hier. Damit du Benny einen großen Osterhasen kaufen kannst«, sagte ich, glücklich, dass ich ihr eine Freude machen konnte.

»Danke, Hanna! Danke!«

»Hey, bloß nicht heulen jetzt, sonst knöpf ich dir den Fufzger wieder ab«, sagte ich und grinste schief. Ich hasste Tränen, bei anderen Leuten und bei mir noch viel mehr.

»Okay.« Sie schniefte und zwinkerte ein paarmal. Dann lächelte sie.

Es war schon erstaunlich, wie glücklich so kleine Scheinchen

einen Menschen machen konnten – oder wie unglücklich, wenn sie ausblieben. Erstaunlich und bedenklich. Vielleicht war unglücklich aber auch das falsche Wort für diesen Zustand. Geldprobleme konnten einen geradezu panisch vor Angst machen und einem schlaflose Nächte mit bedrückenden Alpträumen bescheren. Eigentlich ging es den meisten Menschen ja nicht so sehr darum, sich mit Geld Glück zu erkaufen, was ohnehin nicht möglich war, sondern sich damit die Angst vom Leib zu halten.

»Was machst du denn Ostern?«, fragte Daniela.

»Osterbrunch bei Mama. Sonst habe ich noch nichts vor, außer jeden Tag lange zu schlafen und mich mit Bettina Cornelius zu beschäftigen.«

»Lange schlafen klingt gut. Sag mal, hast du Lust, mit uns ein Picknick im Englischen Garten zu machen?«

»Ja, warum nicht?« Ich würde es mir überlegen.

In diesem Moment klingelte mein privates Handy.

»Hallo Mama!«, meldete ich mich vergnügt am Telefon. »Gerade habe ich von dir gesprochen. Wann ist denn die große Ostersause geplant?«

»Daraus wird leider nichts werden, Hanna. Es ... es tut mir leid, aber deine Oma Berta ist heute früh gestorben.«



Keine zwei Stunden später saß ich im Zug und war auf dem Weg nach Passau. Meine Mutter konnte erst am Tag der Beerdigung, die nach den Osterfeiertagen stattfinden sollte, nach Niederbayern fahren, weil sie das Haus mit Verwandten ihres Mannes voll hatte. Ich war also alleine unterwegs.

Mein Cousin Max würde mich später am Bahnhof abholen und mich nach Halling bringen. Das war der Name des kleinen Ortes in der Nähe von Passau, in dem sich der Bauernhof meiner Oma befand.

Berta war meine Oma väterlicherseits. Wie meine Mutter mir am Telefon erzählte, hatte sie einen Schwächeanfall erlitten, als sie gerade dabei gewesen war, hinter dem Haus einen Obstbaum zuzuschneiden. Sie hatte sich beim Sturz von der Leiter das Genick gebrochen.

Ich konnte es kaum fassen, dass Oma wirklich gestorben sein sollte. Sie war noch mit ihren achtundsiebzig Jahren eine beeindruckende Frau gewesen, die jeden Tag auf dem Hof gearbeitet hatte. Und Arbeiten hieß bei ihr nicht nur Kochen und Wäsche waschen. Berta war zäh und schuftete wie ein Mann, manchmal auch wie zwei Männer.

Sie war niemals eine liebevolle Omi gewesen. Eine, die mit den Enkeln Kuchen buk, Ostereier färbte oder an verregneten Sonntagnachmittagen eine lustige Geschichte vorlas. Als Kind hatte ich immer ein wenig Angst vor ihrem harschen Ton und strengen Blick gehabt und war ihr aus dem Weg gegangen, wann immer es möglich war.

Man sollte ja nicht böse über die Toten sprechen, vor allem, wenn sie noch nicht mal unter der Erde waren, aber ehrlich gesagt war Berta eine wirklich schlimme Zwiderwurzn gewesen. Genau das Gegenteil von Opa Bernhard, der eine Seele von einem Mann gewesen war.

Bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr war ich als Einzelkind auf dem Hof aufgewachsen. Es war – abgesehen von meiner grantigen Oma – eine wundervolle, unbeschwerte Zeit gewesen. Bis zu diesem einen schrecklichen Tag, als mein Vater Lorenz auf dem Feld zusammenbrach und ein paar Stunden später im Krankenhaus starb. Ein Aneurysma hatte ihn das Leben gekostet. Und das mit gerade einmal sechsendreißig Jahren. Wenige Tage nach der Beerdigung beschloss meine Mutter Hermine, mit mir ein neues Leben in München zu beginnen. Auf dem Hof bei Oma Berta wollte sie unter keinen Umständen bleiben. Die beiden hatten sich noch nie leiden können.

Ich war noch zu geschockt vom Tod meines Vaters gewesen, um richtig zu realisieren, dass ich durch den Umzug nach München mein gewohntes Umfeld verlassen musste. Mama versuchte, mich so gut es ging von meinem Heimweh nach Halling und der Trauer um meinen Vater abzulenken, doch meist war ich es, die sie aufmunterte. Ich hatte es nie ertragen können, sie unglücklich zu sehen. Die Witwenrente und ihr Anteil am Erbe und an der stattlichen Lebensversicherung, die Vater abgeschlossen hatte, er-

möglichten es meiner Mutter, ihren bislang geheimen Traum endlich zu leben: Sie holte ihr Jurastudium nach. Dabei lernte sie den einige Jahre jüngeren Dieter kennen. Lange Zeit trafen sie sich nur heimlich, um mich nicht zu verletzen. Vier Jahre lang spielten sie dieses Spielchen. Dabei wusste ich längst, dass Mama einen Freund hatte.

Erst an meinem achtzehnten Geburtstag nahm sie Dieter mit zu uns nach Hause. Sie war total aufgeregt und errötete wie ein Teenager, als sie ihn mir vorstellte. Ich tat so, als ob ich völlig überrascht sei, und das schien es auch zu sein, was Mutter wollte. Seit dem Tod meines Vaters war ich geübt darin, alles zu tun, nur damit sie glücklich war.

Dieter war ein wirklich netter Mann, aber kein Ersatz für meinen Vater. Das wollte er auch nicht sein. Lieber arbeitete er auf eigenen Nachwuchs hin. Und so kam es, dass ich im zarten Alter von zwanzig Jahren meinen Status als Einzelkind verlor. Ich war die große Schwester einer derzeit noch zaghaft pubertierenden Dreizehnjährigen namens Pauline.

»Die Fahrkarte bitte«, riss mich der Schaffner aus meinen Gedanken. Ich hatte sie griffbereit in meiner Jackentasche und hielt sie ihm entgegen. Er warf einen Blick darauf, nickte und ging weiter.

Ich nahm mein Smartphone und rief meine E-Mails ab. Frank Cornelius hatte geschrieben. Neugierig öffnete ich die Mail und las die Informationen über seine Frau. Und jetzt dämmerte mir endlich, wer sie überhaupt war!

Bettina Cornelius hatte früher Betty Zabel geheißen und hatte sich als Model und Playmate einen Namen gemacht. Über das verrückte Jet-Set-Leben der dunkelhaarigen Schönheit wurde gerne und oft in der Klatschpresse berichtet. Man sagte ihr meh-

rere Affären mit diversen Schauspielern und international bekannten Musikern nach. Und böse Zungen behaupteten, dass sogar ein Mitglied des englischen Königshauses sich bereits mit ihr ein Bett, oder wenn man den Gerüchten glauben durfte, den Rücksitz eines Bentleys geteilt haben sollte.

Doch in den letzten Jahren war es ruhig um sie geworden. So ruhig, dass ich ihre Hochzeit mit dem schwerreichen Unternehmer Frank Cornelius aus München gar nicht mitbekommen hatte.

Was Cornelius über seine Frau schrieb, war äußerst interessant. Aber es machte meinen Job nicht unbedingt einfach. Für sie ein Geschenk zu finden, würde tatsächlich eine Herausforderung werden. Es war das erste Mal, dass mir bei einem Auftrag mulmig wurde. Was sicher auch an dem ungeheuer hohen Budget lag. Und an den unbezahlten Rechnungen auf meinem Schreibtisch. Ich musste unbedingt das passende Geschenk finden!



kapitel 5

Unter den vielen Menschen, die sich auf dem Passauer Bahnhof tummelten, war es nicht schwer, meinen Cousin Max auszumachen. Er überragte mit seinen fast 1,90 Metern die meisten Leute. Ich freute mich plötzlich, ihn zu sehen, auch wenn wir uns in den vergangenen Jahren bei meinen Besuchen in Niederbayern nicht sonderlich gut verstanden hatten.

Dabei waren wir als Kinder unzertrennlich gewesen. Max Bergmann war nur knapp zwei Jahre älter als ich. Seine Mutter Luise war die einzige Schwester meines Vaters und hatte praktischerweise in den Nachbarhof eingeheiratet.

Auch Max war ein Einzelkind und für mich als kleines Mädchen fast so etwas wie ein Bruder gewesen. Was wir alles zusammen angestellt hatten!

Doch schon bevor mein Vater gestorben war, begann Max sich plötzlich zu verändern. Er hing lieber mit den Jungs herum, und einmal hatte er mich sogar greisliche Plunzn genannt. Gut, zu dieser Zeit hatte ich eine Zahnspange und Pickel und war ziemlich pummelig, aber dass er mich so vor seinen Freunden nannte, hatte mich schwer getroffen.

Endlich entdeckte er mich und kam mir entgegen. Sein Körper war von der Arbeit auf dem Hof gut in Schuss. Er war kräftig ge-

baut, aber ich würde wetten, dass unter dem dunklen Hemd, das er zu einer Jeans trug, kein Gramm Fett zu finden war. Dass er als Gemüsebauer viel an der frischen Luft arbeitete, sah man an seiner gesunden Gesichtsfarbe, die durch die blonden kurzen Haare unterstrichen wurde und seine hellgrünen Augen strahlen ließ. Max war ein gut aussehender Mann, und umso verwunderlicher war es, dass er immer noch Junggeselle war. Zumindest war das mein letzter Stand.

»Grüß dich, Hanna«, sagte er im vertrauten niederbayerischen Dialekt. Es war der Dialekt meiner Kindheit, den ich mir in den letzten zwanzig Jahren in München weitgehend abgewöhnt hatte.

»Servus, Max!«, begrüßte ich ihn. Mehr sagten wir beide nicht. Er nahm sofort meinen kleinen Koffer, und wir gingen zum Parkplatz, auf dem sein Wagen, ein BMW X3 neueren Baujahres, stand.

Unterwegs nach Halling unterbrach er endlich das Schweigen.

»Ich hätte nicht gedacht, dass du wirklich heute noch kommst.«

Ich schaute ihn verwundert von der Seite an. Unter dem Ohrläppchen entdeckte ich einen winzig kleinen Rest Rasierschaum, den er wohl übersehen hatte. Ich konnte dem Drang, ihn mit dem Finger wegzuwischen, nicht widerstehen. Erschrocken zuckte er zurück.

»Ich tu dir schon nichts ... Und natürlich bin ich da, es ist auch meine Oma, die gestorben ist!«

»Das hat dich aber in den letzten Jahren herzlich wenig interessiert«, brummte er.

Ich hatte es geahnt. Wir waren noch nicht mal zehn Minuten zusammen, da ging die Streiterei schon los.

»Entschuldige, aber ich glaube nicht, dass Oma sonderlich darauf erpicht gewesen wäre, mich andauernd zu sehen.«

»Kann sein. Aber das werden wir wohl jetzt nicht mehr erfahren!«

»Nein, werden wir nicht«, stimmte ich plötzlich kleinlaut zu.

Wer wusste schon, was in Omas Kopf vorgegangen war. Außerdem war es wirklich schon fast ein Jahr her, dass ich sie zum letzten Mal besucht hatte. Na prima! Jetzt hatte ich ein schlechtes Gewissen.

»Wie ging es ihr denn in der letzten Zeit?«

»So wie immer.«

»Das ist gut.« Wenigstens war sie nicht kränklich gewesen.

»Möchtest du sie noch einmal sehen?«

Ich erschrak über diese Frage. Wollte ich meine tote Oma Berta wirklich sehen?

»Ist sie schon im Leichenschauhaus?«

»Nein. Daheim.«

»Daheim? Wie meinst du das? Sie ist doch nicht ... bei sich daheim?«, fragte ich ein wenig zu laut und meine Nackenhaare sträubten sich.

Fünfzehn Minuten später waren wir auf dem Hof angekommen. Das Bauernhaus, das Ende des neunzehnten Jahrhunderts von Johann Baptist Gruber erbaut worden war, stand auf einer kleinen Anhöhe. Es war vor einigen Jahren liebevoll generalrenoviert worden und hatte vier Schlafzimmer, zwei Bäder, ein Wohnzimmer, ein Büro, eine große Wohnstube und eine überdimensional große Küche mit Speisekammer. Hinter dem Haus neben der Scheune und dem ehemaligen Kuhstall war ein großer Obstgarten. Und einer dieser Bäume war derjenige, der meine Oma das Leben gekostet hatte. Oma war tatsächlich noch daheim.

»Denkst du wirklich, es ist eine gute Idee, wenn ich sie mir an-

schaue?«, fragte ich Max, wollte dabei aber nicht allzu ängstlich klingen. Hier in Niederbayern ging man mit dem Tod etwas natürlicher um als in der Großstadt. Trotzdem war es auch hier nicht in allzu vielen Familien üblich, die Toten daheim aufzubahren, um in Ruhe von ihnen Abschied zu nehmen.

Max nickte. »Ja! Ich glaube, das ist eine gute Idee. Schau sie dir noch einmal an.«

Es war das erste Mal, dass ich einen toten Menschen sehen würde, und ich hatte Angst, als ich vor dem Schlafzimmer stand. Doch bevor ich es mir anders überlegen konnte, öffnete Max die Tür und schob mich hinein. Er murmelte, dass er noch zu tun hatte, und verschwand.

In dem cremefarbenen Kostüm, das sie zuletzt auf ihrer goldenen Hochzeit getragen hatte und das immer noch wie angegossen passte, lag sie in ihrem mit weißem Leinen bezogenen Eichenbett. Um ihre Hände war ein Perlmutterrosenkranz geschlungen. Auf dem Nachttisch standen Blumen und ein silbernes Kreuz. Weiße Kerzen brannten und verströmten einen Duft, der mich an Weihnachten erinnerte.

Im Raum saßen Tante Luise, Maria, eine entfernte Verwandte von Berta, und zwei weitere ältere Frauen aus dem Dorf und beteten leise. Es war ein friedlicher Moment, und es gab nichts, das einem Angst machen musste.

Auf einem kleinen Teppich neben dem Bett lag Fanny, ein Mischling aus Schäferhund und Labrador. Ihr Kopf ruhte auf den ausgestreckten Vorderpfoten, und ihre braunen Augen blickten so traurig, dass ich mir sicher war, sie wusste, dass ihr geliebtes Frauchen tot war. Berta hatte Fanny vor fünf Jahren verletzt vor der Haustür gefunden und gesundgepflegt. Seither war der Hund ihr treu ergeben gewesen.

Tante Luise nickte mir aufmunternd zu, und ich trat langsam an das Bett heran. Fanny hob den Kopf und knurrte.

»Still, Fanny«, sagte meine Tante leise, aber bestimmt. Fanny gehorchte und legte den Kopf wieder auf die Pfoten. Ich ging noch näher ans Bett heran.

Die Gesichtszüge meiner Oma waren im Tod wie verwandelt. Sie wirkte entspannt, fast heiter. So hatte ich sie zu ihren Lebzeiten nie gesehen. Ich betrachtete sie, und allmählich übertrug sich der Frieden, den sie ausstrahlte, auch auf mich. Ich dachte an die Dinge, die ich ihr noch hatte sagen wollen. Eine Weile lang hielt ich stille Zwiesprache mit ihr und entschuldigte mich mehrmals, dass ich sie nicht öfter besucht hatte. Und auch für einige Streiche, die Max und ich ihr in unserer Kindheit gespielt hatten.

Dann setzte ich mich auf einen freien Stuhl neben meine Tante und begann, gemeinsam mit den Frauen den Rosenkranz zu beten. So lange, bis der Bestatter mit einem Eichensarg kam und Oma abholte.

Es war schon Nacht, als wir in der großen Bauernstube auf der Eckbank um den geschreinerten Holztisch saßen. Zehn Leute hätten hier locker Platz gefunden. Die Stube war österlich dekoriert, und unter dem Herrgottswinkel war ein mit bunten Bändern geschmückter Strauß aus Palmkätzchen und Buchsbaumzweigen, den Oma wenige Tage zuvor beim Palmsonntagsgottesdienst noch selbst hatte weihen lassen. Neben Max und Tante Luise saßen ihr Mann Alois und Pit am Tisch. Pit war um die vierzig und auf dem Hof fest angestellt, seit Opa vor drei Jahren gestorben war. Und dann gab es noch den guten alten Willi. Er hatte schon auf dem Hof ausgeholfen, als ich noch ein kleines Mädchen war. Obwohl er nicht verwandt war, gehörte er quasi zur Familie.

Durch den Todesfall war das Mittagessen ausgefallen, deswegen gab es erst jetzt etwas Warmes. Heute war Gründonnerstag, und wir aßen, was man hier am Gründonnerstag traditionellerweise aß: Spinat mit Salzkartoffeln und Spiegeleiern.

Ich hatte keinen allzu großen Appetit und war froh, als nach dem Essen der Geschirrspüler eingeräumt war und die Leute sich langsam verabschiedeten.

»Komm doch morgen Mittag zu uns rüber, Hanna«, lud Tante Luise mich ein.

»Gern«, sagte ich, obwohl ich eigentlich lieber auf dem Hof geblieben wäre.

»Der Rosenkranz für Oma wird vor dem Kreuzweg gebetet. Du kommst doch mit?«

»Natürlich komme ich mit.« Etwas anderes wäre auch kaum in Frage gekommen.

»Und wenn du sonst etwas brauchst, dann sag Bescheid«, bot meine Tante an, bevor sie mit ihrem Mann ging.

Pit fuhr heim in seine Wohnung im Nachbardorf, und Willy blieb wie ich auf dem Hof. Er wohnte in dem kleinen Austrags- haus hinter dem großen Bauernhaus.

Jetzt war nur noch Max da. »Kommst du wirklich alleine klar hier?«, fragte er.

»Natürlich!« Ich war doch kein kleines Kind mehr.

»Du könntest auch bei uns schlafen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich bleibe lieber hier.«

»Gut. Und bitte kümmere dich um Fanny. Sie hat es nicht leicht«, sagte er mit einem Blick auf die Hundedame, die am Fenster stand und in die Nacht starrte.

Ob ich das so gut hinkriegen würde, wagte ich eher zu bezweifeln. Mit Hunden kannte ich mich absolut nicht aus.

Es war weit nach Mitternacht, und ich wälzte mich immer noch schlaflos im Bett meines früheren Kinderzimmers hin und her. Zum einen, weil ich ständig an meine Oma denken musste, die bis vor Kurzem nur zwei Zimmer weiter gelegen hatte. Und zum anderen, weil Fanny vor Omas Zimmertür lag und heulte wie ein Schloßhund. Anfangs war ich immer wieder aufgestanden und hatte versucht, beruhigend auf sie einzureden. Doch es war vergeblich. Sie knurrte mich nur grantig an, wenn ich ihr zu nahe kam.

»Süße, ich weiß, dass du sie vermisst. Aber wir beide brauchen ein bisserl Schlaf!« Als Antwort sprang sie auf und bellte mich wütend an. Ich schrak zurück.

Was konnte ich denn nur für sie tun? Plötzlich fiel mir etwas ein. Vielleicht tröstete sie ja das Gleiche wie mich?

In meinem hellblau und weiß gestreiften Flanellpyjama ging ich nach unten in die Küche und öffnete den Kühlschrank. Tatsächlich fand ich ein paar dicke Knackwürste. Ich hielt der knurrenden Fanny ein Würstel vor die Nase, und nach kurzem Zögern schnappte sie danach. Anscheinend konnte Essen nicht nur Menschen trösten, sondern auch Hunde. Danach herrschte Ruhe. Allerdings nicht lange. Gerade, als ich endlich eingenickt war, winselte Fanny vor meiner Tür.

»Na gut«, seufzte ich, stieg aus dem Bett und ließ sie herein. Dieses Mal knurrte sie mich nicht an.

»Komm rein ... Aber dann wird geschlafen! Hörst du?« Als ob sie meine Worte verstanden hätte, drehte sie sich auf dem Teppich vor meinem Bett zusammen und schloss folgsam die Augen.

Es fühlte sich an, als ob ich gerade erst eingeschlafen war, da wurde ich von wildem Klingeln und Lärm an der Haustür und Hundegebell hochgeschreckt. Ein Blick auf den Wecker zeigte mir, dass

es erst fünf Uhr morgens war. Es musste etwas passiert sein! Ich sprang aus dem Bett und eilte mit wild klopfendem Herzen barfuß nach unten. Fanny stand vor der geschlossenen Haustür und bellte wie verrückt.

»Psst, Fanny, ruhig«, versuchte ich sie zu beruhigen. Doch sie knurrte. Von draußen kam wieder der Lärm, und langsam schlich sich eine Erinnerung in meinen Kopf.

»Still, Fanny!«, rief ich, diesmal energisch und – oh Wunder, sie gehorchte.

Dann riss ich die Tür auf.

»Die Glocken sind stumm, sie hängen in Ruh, wir Kinder, wir singen und klappern dazu«, sagten mir drei Jungen und zwei Mädchen in einem monotonen Singsang vor und drehten gleich darauf wieder die Holzratschen, die sie in den Händen hielten.

»Schon gut, schon gut«, setzte ich an, bevor sie zur nächsten Strophe kommen konnten. Ich kannte den Text auswendig. Auch ich war als Mädchen an den Tagen zwischen Gründonnerstag und der Osternacht mit den anderen Kindern von Haus zu Haus gezogen. Ein alter Brauch auf dem Land, der den Bewohnern die Zeit ansagen sollte. In diesen Tagen schwiegen die Kirchenglocken, weil die Glockenschwengel nach Rom geflogen waren. So erzählte man es den Kindern. Der eigentliche Grund jedoch war wohl, dass das Geläut von Kirchenglocken eher ein Ausdruck von Freude war, die man an den Kartagen vermeiden wollte.

»Wartet, ich bring euch was.« Schnell ging ich in die Stube und holte Süßigkeiten und aus der Geldbörse meiner Oma für jeden einen Euro. Dann überlegte ich es mir anders und nahm noch einen Zehner heraus. Schließlich konnte ich mich selbst noch gut daran erinnern, wie wir uns als Kinder gefreut hatten, wenn es ein wenig mehr Geld gab.

»Hier.«

»Danke!« Die Kinder grinnten und zogen die Ratschen drehend weiter.

Da ich nun schon mal wach war, beschloss ich, mit Fanny einen kleinen Spaziergang zu den Weiden zu machen. Nachdem die Haltung von Milchkühen für Oma zu anstrengend geworden war, hatte sie vor ein paar Jahren die Kühe verkauft und war auf relativ pflegeleichte schottische Hochlandrinder umgestiegen, die das ganze Jahr auf den Weiden verbrachten. Es gab eine große Gemeinschaftsweide und zwei kleinere, auf der kranke Tiere, Kühe kurz vor der Niederkunft und einige Monate alte Jungtiere von den anderen getrennt wurden. Ich liebte diese zotteligen braunen Gesellen mit den freundlichen Augen. Ich wusste, dass sie Äpfel besonders gerne mochten, deshalb hatte ich aus dem großen Vorratskeller, in dem die Ernte des Herbstes sorgfältig in Regalen gelagert war, eine Tasche voll mitgenommen. Die meisten der Rinder waren handzahn. Einige kamen neugierig an den Zaun heran, nahmen vorsichtig die Äpfel aus meiner Hand und kauten sie genüsslich.

Die Tiere hatten ein wirklich schönes Leben hier. Sie durften sich auf ganz natürliche Weise vermehren und konnten sich auf den Weiden, durch die ein kleiner Bach floss, frei bewegen. Die Kälte schien ihnen nichts auszumachen, und vor der heißen Sommersonne schützten sie die Bäume und ein Unterstand.

Nachdem ich alle Äpfel verteilt hatte, zog Fanny ungeduldig an der Leine. Sie wollte wohl noch eine Runde mit mir drehen. Während ich entlang eines brachliegenden Feldes dahinspazierte, atmete ich die frische, würzige Morgenluft ein, die jetzt am Anfang des Frühlings stark nach Erde roch. Die ersten Bäume begannen auszutreiben.

Die kleine Auszeit in Niederbayern würde mir trotz des trauri-

gen Anlasses sicher guttun. Der letzte Urlaub lag schon lange zurück. Ich war damals noch mit Simon zusammen gewesen, und wir waren nach Südfrankreich gefahren.

Die Osterzeit auf dem Hof verlief tatsächlich sehr ruhig. Ich besuchte täglich einen Gottesdienst und war oft bei meiner Tante zum Essen eingeladen. Aber die meiste Zeit verbrachte ich alleine mit Fanny. Der Hund schien mich zwar nicht sonderlich zu mögen, war aber froh, dass sich jemand mit ihm beschäftigte. Vor allem in den Nächten vermisste Fanny Oma sehr. Ich tröstete sie mit kleinen Leckereien und ließ sie auf dem Teppich neben meinem Bett schlafen.

Gemeinsam mit Tante Luise sortierte ich Omas Kleiderschrank aus. Ein Teil ihrer Kleider und die guten Schuhe würden in die Kleiderkammer des örtlichen Frauenhilfsbundes gehen. Der Rest in die Altkleidersammlung. Einige besondere Stücke verpackten Tante Luise und ich sorgfältig und verstauten sie in einem Schrank auf dem Dachboden. Tante Luise wollte die wenigen, aber teuren Schmuckstücke meiner Oma mit mir teilen, doch ich bestand darauf, dass sie alles nahm. Schließlich war sie die Tochter. Und vielleicht auch deswegen, weil Oma mich als Kind immer so abweisend behandelt hatte. Jetzt ihren Schmuck zu tragen, kam mir nicht richtig vor.

Pit kam trotz der Feiertage täglich vorbei und kümmerte sich um die anfallenden Arbeiten auf dem Hof. Willi hingegen war bis zur Beerdigung verschwunden, samt seiner Harley Davidson. Pit vermutete, dass er mit Freunden zu einem Motorradtreffen in Österreich unterwegs war.

Ich nutzte die Zeit, um mir über ein Geschenk für Bettina Cornelius Gedanken zu machen, doch die Ideen, die ich hatte, waren

allesamt für die Tonne. Irgendwie fiel mir hier nichts ein. Und außerdem sehnte ich mich immer mehr nach den eigenen vier Wänden in meiner kleinen Wohnung in München.

Am Tag von Omas Beerdigung kam meine Mutter mit meiner Halbschwester Pauline, die unbedingt dabei sein wollte. Ich merkte Mama an, dass es ihr schwerfiel, an dem Grab zu stehen, in dem bereits mein Vater und mein Opa lagen. Das ganze Dorf war gekommen, um Oma die letzte Ehre zu erweisen. Ich hatte bis zu diesem Tag noch nie erlebt, dass auf einer Beerdigung kein einziger Trauergast weinte. Ich wusste, dass es nicht bedeutete, dass Oma unbeliebt gewesen war oder dass die Leute sie nicht respektiert hatten. Tränen passten einfach nicht zu so einer resoluten, handfesten Frau, wie Berta es gewesen war. Nur Pauline schniefte lautstark in ihr Papiertaschentuch, als Pfarrer Brenner das Leben von Berta noch einmal in feierlichen Worten zusammenfasste.

Die Kremess, wie man den Leichenschmaus hierzulande nannte, fand im Gasthof »Zum Brunnenwirt« statt. Damit alle Verwandten und Bekannten und die Vertreter der Vereine, in denen Oma Mitglied gewesen war, Platz hatten, saßen wir im Saal, in dem sonst nur die großen Hochzeitsgesellschaften feierten.

»Hanna? Bist du das wirklich?«

Ich drehte mich um und schaute in das fragende Gesicht eines Mannes, der etwa in meinem Alter war. Irgendwie kamen mir die grauen Augen bekannt vor.

»Stefan?« Stefan Wimmer. Der Sohn des Wirtes. Oder war er inzwischen selbst der Wirt? Ich wusste es nicht.

Er nickte und freute sich sichtlich, dass ich ihn erkannt hatte. Aber den Jungen, von dem man den ersten Kuss bekommen hatte, vergaß man natürlich nicht. Auch wenn er sich seitdem ziemlich

verändert hatte. Aus dem schwächtigen schwarzhaarigen Burschen war ein sehr stattliches, wenn nicht zu sagen gut gepolstertes Mannsbild geworden. Nur sein Haarschnitt, ein sauber geschnittener rechts liegender Seitenscheitel, hatte sich nicht verändert.

»Ich freue mich, dich zu sehen ... ähm ... natürlich tut es mir leid wegen deiner Oma«, sprach er mir das Beileid aus und setzte dazu einen dem Anlass gebührenden Blick auf.

»Danke. Wie geht es dir denn?«, fragte ich, mehr aus Höflichkeit denn aus Neugierde.

»Chef! Du musst ein neues Fassl anzapfen!«, rief die Bedienung in unsere Richtung.

»Tut mir leid, Hanna, ich muss in den Keller. Vielleicht können wir ja später noch ...«

»Ja, freilich!«

Er verschwand aus dem Saal, nicht ohne sich vorher noch einmal nach mir umgedreht zu haben.

Nach der Kremess, die sich bis in den frühen Abend hinzog, saßen wir mit der engsten Familie wieder um den Tisch in der Stube. Es war mein letzter Tag auf dem Hof, und inzwischen konnte ich es kaum mehr erwarten, morgen früh mit meiner Mutter und Pauline zurück nach München zu fahren.

Anscheinend war Max davon ausgegangen, dass ich noch länger bleiben würde.

»Du kannst morgen noch nicht zurückfahren!«, sagte er überrascht.

»Natürlich kann ich. Schließlich muss ich wieder arbeiten.«

Meine niederbayerische Verwandtschaft dachte, dass ich als selbständige Privatsekretärin für verschiedene Unternehmer beschäftigt war, was ja gar nicht so weit von der Realität entfernt

war. Von BeauCadeau hatten sie keine Ahnung. Nur meine Mutter kannte mein Firmengeheimnis. Und Pauline, die ich ab und zu als eine Art Privatdetektivin einsetzte.

»Morgen Vormittag haben wir einen Termin beim Notar wegen dem Testament«, erklärte Tante Luise, die mit ihren kurzen rot-blonden Haaren in dem schwarzen Kleid sehr blass wirkte. Onkel Alois war wie immer recht schweigsam. Aber so hatte ich ihn schon als Kind gekannt. Er redete kein Wort zu viel.

»Es gibt ein Testament?«, fragte ich verwundert. Ich war davon ausgegangen, dass meine Tante als einzig übrig gebliebenes Kind von Berta den Hof erben und ihn dann Max übergeben würde.

»Freilich. Und du sollst auch anwesend sein.«

Ich? Bei einer Testamentseröffnung? Ich schaute überrascht zu meiner Mutter. Sie zuckte nur leicht mit den Schultern und machte ein unbeteiligtes Gesicht.

»Na gut, dann fahr ich erst morgen Nachmittag zurück.«

»Darf ich bei Hanna bleiben?«, bettelte Pauline.

»Ich weiß nicht ...«, begann meine Mutter.

»Bitte! Daheim ist es so langweilig!« Pauline gab nicht auf.

»Lass sie doch hier«, sagte ich, »dann fahren wir beide morgen mit dem Zug nach München.«

»Schließlich muss ich Hanna zur Seite stehen, wenn sie erfährt, dass sie eine reiche Erbin ist.« Pauline grinste. Für sie war das alles sehr spannend hier.

»Schmarrn! Ich bin keine Erbin!«, sagte ich. Und dachte gleichzeitig: Aber warum sollte ich dann bei der Testamentseröffnung dabei sein? In diesem Moment wurde mir zum ersten Mal klar, dass ich vielleicht tatsächlich etwas erben würde. Beim Gedanken daran, dass Oma mich in ihrem letzten Willen bedacht hatte, wurde mir ganz warm ums Herz.



kapitel 6

Als ich am nächsten Tag wutentbrannt aus dem Notariat in Passau stapfte, waren alle freundlichen Gedanken für meine Oma auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Diese gemeine alte Hexe!

»Hanna, jetzt warte doch mal!«, rief Max mir hinterher.

Ich blieb stehen und drehte mich zu ihm um.

»Hast du das gewusst?«, fragte ich ihn scharf.

»Natürlich nicht!« Trotz seiner Empörung zuckten seine Mundwinkel verräterisch.

»Wage es ja nicht zu lachen!«, fauchte ich ihn an.

»Jetzt komm erst mal runter und ...«

»Ich soll runterkommen?«, schrie ich. »Hast du nicht gerade selbst gehört, dass ich allen Grund dazu habe, mich aufzuregen?«

»Geht's vielleicht noch ein bisserl lauter, dann bekommen es die Leute auf den vorbeifahrenden Donauschiffen auch noch mit.«

Ich holte Luft und atmete langsam aus. Ich musste mich unbedingt beruhigen. Tante Luise und Onkel Alois kamen nach.

»Hanna, ich weiß auch nicht, was sie sich dabei gedacht hat!« Tante Luise war völlig konsterniert über den letzten Willen ihrer Mutter. »Ich wusste zwar, dass sie dich zur Alleinerbin machen wollte ...«

»Wie, du hast das gewusst? Aber du bist doch ihre einzige Toch-

ter«, warf ich ein, völlig verwirrt über die Geschehnisse der letzten halben Stunde. Sie schüttelte den Kopf.

»Ich habe meinen Anteil bereits bei meiner Hochzeit ausbezahlt bekommen«, stellte sie klar und ergänzte traurig: »Eigentlich hätte dein Vater den Hof bekommen sollen. Und da du seine einzige Tochter bist ...« Sie sprach nicht weiter und schluckte.

Meine Oma Berta hatte mich zur Alleinerbin des Hofes samt aller Felder und Tiere und einschließlich eines zusätzlichen Vermögens von siebenhundertfünfzigtausend Euro gemacht! Siebenhundertfünfzigtausend Euro! Nie im Leben hätte ich gedacht, dass meine Oma so reich gewesen war. Ich war völlig überwältigt und voller Liebe für meine Oma, von der ich immer gedacht hatte, dass sie mich nicht leiden konnte.

Bis der Notar im Testament weitergelesen hatte: »... sie erhält das Erbe jedoch nur dann, wenn sie spätestens drei Monate nach meinem Tod mit einem Mann verheiratet ist, der sich in der Landwirtschaft auskennt. Außerdem muss sie bis zur Hochzeit jeden Tag auf dem Hof schlafen. Wenn sie diese beiden Bedingungen nicht erfüllt, fällt das komplette Erbe mit Ablauf der Frist an meinen Enkelsohn Maximilian ...«

Während wir zurückfuhren, sagte ich kein Wort und auch die anderen schwiegen. Max parkte im Hof, und bevor ich ausstieg fragte er mich: »Und was wirst du jetzt machen?«

»Natürlich werde ich nichts machen! Ich lass mir doch von ihr nicht vorschreiben, wann und wen ich heirate!«, fauchte ich.

»Bitte Hanna, schlaf eine Nacht darüber. Du bist jetzt aufgebracht, aber man sollte nie eine Entscheidung in der ersten Wut treffen.«

Tante Luise hatte natürlich recht. Obwohl ich in den nächsten

drei Monaten bestimmt keinen Bauern heiraten würde, durfte ich jetzt nichts übereilen.

Pauline kam mir entgegen, Fanny im Schlepptau. Die beiden waren von der ersten Sekunde an ein Herz und eine Seele gewesen, und ich war fast ein wenig eifersüchtig, dass der Hund sie viel lieber mochte als mich. Und das, obwohl ich in der Nacht nach wie vor ihre Ansprechpartnerin war, wenn sie Trost – und Würstel suchte.

Ich stieg aus, verabschiedete mich, und Max fuhr mit seinen Eltern nach Hause.

»Und? Bist du jetzt eine reiche Erbin?«, fragte Pauline neugierig.

»Wie man es nimmt«, antwortete ich, und ohne Vorwarnung begann ich plötzlich zu lachen. Ich konnte gar nicht mehr aufhören. Das war doch eigentlich alles urkomisch! Erst nachdem mich Pauline energisch in die Stube gezogen hatte und mich schüttelte, beruhigte ich mich langsam und erzählte meiner Schwester alles.

»Das ist doch total narrisch!«, rief Pauline.

»Total narrisch!«, bestätigte ich und musste schon wieder lachen.

Oma hatte mir eine fette Karotte vor die Nase gehängt. Ich hätte mir denken können, dass sie mich sogar noch aus dem Grab heraus triezen würde.

»Dann suchen wir dir eben einen Mann«, beschloss meine kleine Schwester.

»Ich glaub, dir geht's nicht gut!« Ganz bestimmt würde ich das nicht tun! »Ich heirate doch nicht mal schnell irgendeinen Bauern!«

»Dann ruf Mama an. Die kann da bestimmt was machen.«

Dass ich daran nicht gleich gedacht hatte! Das war genau der



Angelika Schwarzhuber

Hochzeitsstrudel und Zwetschgenglück

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 416 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38074-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2013

Eine herrlich witzige Komödie um einen Bauernhof, ein stattliches Vermögen und eine Liebe wider Willen.

Aufs Land ziehen und heiraten! Der letzte Wille von Oma Berta hört sich für Hanna wie ein schlechter Witz an. Zunächst will sie das Erbe erbost ausschlagen, doch ihrem Cousin Max mag sie es auch nicht so einfach überlassen. Hanna beschließt: Ein Ehemann muss her, und zwar schnell. Doch die Suche nach dem geeigneten Kandidaten gestaltet sich turbulenter als sie es sich je hätte träumen lassen – und dann gibt es da noch jemanden, der Hannas Pläne unbedingt vereiteln will ...

 [Der Titel im Katalog](#)